

Hat Toleranz noch eine Chance?

Bedrohungen des christlich-islamischen Dialogs in Afrika

In Afrika sind in den letzten Jahrzehnten immer stärker fundamentalistische Tendenzen und Bewegungen zu beobachten. Je mehr diese an Gewicht gewinnen, desto schwieriger werden sowohl der „Dialog des Lebens“ wie auch eine interreligiöse Kooperation für Entwicklung und Gerechtigkeit, trotz viel guten Willens und zahlreicher mutiger Initiativen.

Die Geschichte der Begegnung von Christen und Muslimen auf dem afrikanischen Kontinent ist ebenso vielschichtig und komplex wie die geographische und ethnische Vielfalt dieses bunten Kontinents. Das Christentum fasste schon in den ersten Jahrhunderten in Nordafrika und Äthiopien Fuß, interessierte sich aber für den Rest Afrikas erst im nächsten Jahrtausend, als die Portugiesen an den Küsten Afrikas Handelsstützpunkte errichteten. Der Islam eroberte nur wenige Jahre nach dem Tod Mohammeds im Jahr 632 die wichtigsten Städte des Nahen Ostens: Damaskus, Jerusalem

Wolfgang Schonecke (geb. 1938) war bis 2007 Leiter des Netzwerks Afrika Deutschland mit Sitz in Bonn und Berlin (www.netzwerkafrika.de) und führt seit 2008 das Berliner Büro. Von 1965 bis 1982 arbeitete er in der Pastoral in Uganda. Von 1982 bis 1992 übernahm Schonecke Leitungsaufgaben für seinen Orden der Afrikamissionare – Weiße Väter; 1994 bis 2001 leitete er die Pastoralabteilung bei der ostafrikanischen Bischofskonferenz (AMECEA).

und Alexandria und stieß von Ägypten aus gleichzeitig in mehrere Richtungen auf den afrikanischen Kontinent vor.

Zunächst überrollten die Gotteskrieger Nordafrika, wo das von dogmatischen Streitigkeiten gesplante Christentum keinen nachhaltigen Widerstand leistete. Es hatte zwar die lateinisch sprechenden Eliten angezogen und überragende Theologen wie Augustinus hervorgebracht, aber nie in den Kulturen der ländlichen Bevölkerung Wurzeln geschlagen.

Eine zweite Stoßrichtung zielte nach Süden dem Nil entlang, wurde aber durch das christliche Königreich in Nubien bis ins 14. Jahrhundert gestoppt. Schon zu Zeiten Mohammeds war eine Gruppe Gläubiger nach Äthiopien geflohen und wurden dort freundlich aufgenommen. Arabische Händler folgten, und im 11. Jahrhundert gab es muslimische Gemeinschaften entlang der ostafrikanischen Küste. Sie machten allerdings kaum Anstrengungen, die afrikanische Bantu-Bevölkerung zu bekehren. Aus dem Zusammenleben von arabischen und Bantu-Völkern entstand aber das Kiswahili, das heute die Lingua franca Ostafrikas ist.

Lange blieb das innere Afrikas vom Islam unberührt. Erst die Jagd nach Elfenbein und Sklaven ließen arabische Händler nach Zentralafrika vordringen und Handelszentren wie Ujiji am Tanganyika See entstehen, wo sich Afrikaner dem Islam anschlossen, um so der Sklaverei zu entgehen.

Eine dritte islamische Bewegung nach Westafrika ging aus von der Stadt Kairouan im heutigen Tunesien, das sich zu einem bedeutenden Zentrum mit einer islamischen Kultur entwickelt hatte. Von dort breitete sich der von der malekitischen Rechtsschule geprägte Islam über den Maghreb nach Westafrika aus, wo die großen Königreiche von Ghana, Mali und Songhay (Senegal) schrittweise den Islam annahmen. Im goldenen Zeitalter des afrikanischen Islam waren Timbuktu und Djenné und später Kano und Zaria weltberühmte Universitätsstädte.

Die Ausbreitung des Islam in Westafrika in neuer Zeit verdankt auch viel der laizistischen französischen Kolonialverwaltung, die direkt und oft indirekt den Islam förderte. Die Ausbreitung westlicher Zivilisation durch Schulen, Verwaltung, Militärdienst und die Entwicklung der Städte führte zur langsamen Auflösung der traditionellen Stammesstrukturen. Die schon vorhandenen Muslimgemeinden boten sich den entwurzelten Menschen als Ersatzlösung an, ein Vorgang, der bis heute noch weitergeht. Gleichzeitig war der Übergang von der Stammesreligion zum Islam sehr fließend, so dass man über Jahrzehnte von einer „Mischreligion“ sprechen konnte und der Islam nicht als Fremdkörper, sondern als Teil der afrikanischen Welt und Kultur empfunden wurde.

Mit wenigen Ausnahmen wurde das subsaharische Afrika nicht durch einen „Dschihad“ erobert. „Der Islam hat sich Afrika aufgedrängt als eine Religion des Erfolgs und des Prestiges, eine Religion, die außerdem ein universelles Kommunikationsmittel besaß, das geschriebene und gesprochene Arabisch. Es war die islamische Religion, die eine friedliche Koexistenz vieler ganz verschiedener Völker ermöglichte und diesen großen Imperien ihre Kohäsion gab“, urteilt der Islamexperte *Josef Stamer*; er gehört zur Ordensgemeinschaft der Afrikamissionare (Weiße Väter) und arbeitet in Mali im Ausbildungsinstitut IFIC (Institut de formation islamo-chrétienne).

Die Stärke des Islam in Westafrika sind die großen und bis heute einflussreichen islamischen Bruderschaften. Sie sind von der mystischen Tradition der Sufi geprägt, die nicht nur den Propheten, sondern auch in ihrer Volksfrömmigkeit lokale bedeutende Heilige verehrt und sich gegenüber den traditionellen afrikanischen Religionen wie auch dem Christentum durch Toleranz auszeichnete. Gegenüber dem Jahrhunderte alten und in vielen Völkern Afrikas tief verwurzelten Islam ist das Christentum mit Ausnahme Ägyptens und Äthiopiens geschichtlich ein Neuankommling auf dem Kontinent. Das steht hinter dem Anspruch des Islam, die Religion Afrikas zu sein und das Christentum als kolonialen Import darzustellen.

Nicht nur die Sufi-Tradition des Islam, sondern auch die traditionellen Kulturen haben zu einem friedlichen Mit- und Nebeneinander der Religionen beigetragen. Sind doch die afrikanischen Lebens- und Denkwelten nicht primär von Ideologien, Theologien und philosophischen Gedankengebäuden geprägt, sondern passen sich flexibel den konkreten Lebensgegebenheiten an. So repräsentieren politische Parteien nur selten ideologisch geprägte Programme, sondern Persönlichkeiten und ethnische Identitäten.

Afrikanische Christen identifizieren sich auch nicht mit den dogmatischen Querelen der europäischen Religionskonflikte und wechseln ohne große Gewissensbisse von einer Kirche in die andere, bewegen sich mühelos je nach Lebenslage und Seelenzustand zwischen Moschee und Kirche und Voodoo-Priester. Christentum und Islam weisen in Afrika starke synkretistische Züge auf. Viele Familien schickten ihre Kinder sowohl in die Missionsschule wie auch zur Koranschule, um in beiden

Lagern ihre Interessenvertretung zu haben, und feiern die großen Feste beider Religionen einvernehmlich im gleichen Haus.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gewann der Kampf um die politische Freiheit gegenüber den Kolonialmächten an Dynamik und brachte Menschen verschiedener Religionen und Ethnien zusammen. Ebenso beteiligten sich die Religionsgemeinschaften an dem Entwicklungsprozess, der durch die Unabhängigkeit der meisten afrikanischen Staaten in den sechziger Jahren ausgelöst wurde, unter ihnen ganz besonders die christlichen Kirchen.

Der Vormarsch eines dialogunfähigen Fundamentalismus

Die katholische Kirche in Afrika wurde dabei motiviert vom Konzilsdekret „*Gaudium et spes*“ und der immer noch aktuellen Enzyklika *Pauls VI.* „*Populorum progressio*“ und finanziert durch die neu gegründeten Hilfswerke, wie Misereor oder Cafod. Die zahllosen Entwicklungsprojekte und Programme der Diözesen und der Orden waren nie auf Christen beschränkt, sondern zielten auf eine „integrale“ Entwicklung des ganzen Menschen beziehungsweise aller Menschen und bezogen Menschen aller und keiner Religion mit ein.

Diese für alle offene kirchliche Entwicklungsarbeit fand große Anerkennung der Regierungen und der Bevölkerungen, die davon profitierten, und gab den Christen oft einen größeren Einfluss, als es eigentlich ihre Zahl gerechtfertigt hätte. Das gemeinsame Ziel, Armut und Hunger zu bekämpfen und bessere, menschenwürdigere Lebensbedingungen zu schaffen, stärkte das gegenseitige Vertrauen der Leute, die trotz ihrer unterschiedlichen religiösen Überzeugungen friedlich in ihrer Nachbarschaft zusammenleben. Einen Dorfbrunnen zu graben, einen kleinen Stausee anzulegen, eine Straße zum nächsten Markt zu bauen, das war für alle, Christen und Muslime, nützlich.

Eine große Rolle spielten dabei Initiativen der Orden wie die Sozialzentren der Weißen Väter, das „INADES“-Programm der Jesuiten und unzählige lokale Projekte. Nicht zu unterschätzen ist der Beitrag des katholischen Bildungswesens gerade in Ländern mit muslimischer Mehrheit. Renommiertere Schulen wie das Comboni-College in Khartum oder die exzellenten Berufsschulen der Salesianer, wo der Großteil der Schüler Muslime sind, geben ein wortloses Zeugnis vom Geist Jesu durch einen selbstlosen nicht-diskriminierenden Dienst an allen und einen absoluten Respekt für die Religions- und Gewissensfreiheit des Einzelnen.

In allen Weltreligionen sind in den letzten Jahrzehnten immer stärker fundamentalistische Tendenzen und Bewegungen zu beobachten. Dies hängt stark mit Globalisierungsprozessen, der rasanten Verbreitung moderner Kommunikationsmittel und den weltweiten Migrationsbewegungen zusammen. Millionen Menschen werden plötzlich aus ihren traditionellen lokalen Kontexten herausgerissen und sehen sich mit neuen Ideen, Wer-

ten und Lebensweisen konfrontiert. Das Gefühl, in seiner Identität bedroht zu sein, führt zur Flucht in frühere Sicherheiten. Die traditionellen Großkirchen, die so viel in „weltliche“ Entwicklung investiert hatten, beobachten mit Erschrecken, dass sie immer weniger als geistliche Gemeinschaften wahrgenommen werden und gerade ihre jungen Mitglieder in evangelikale Gemeinden und charismatische Pfingstkirchen abwandern. Fundamentalistische Kirchen, vor allem in ihren Anfangsphasen, sind weder interessiert noch fähig zum Dialog und tendieren dahin, sich selbst als die einzig wahren Gläubigen zu sehen und alle anderen Kirchen und Religionen zu verteufeln.

Problematisch sind die „Kreuzzüge“ und Großversammlungen populärer „Evangelisten“ aus den USA, Europa und anderen afrikanischen Ländern, die vor allem mit ihren Heilungsversprechen und Teufelsaustreibungen Zehntausende anziehen. Der deutsche Evangelist *Reinhard Bonnke* will bei seiner Kampagne im August 2013 in Tansania Tausende Konvertiten gewonnen haben. Imame fühlen sich durch solche „Kreuzzüge“, zu denen auch viele Muslime gehen, um geheilt zu werden, provoziert. Bonnkes Kampagne in der Stadt Kano in Nord-Nigeria führte 1991 zu schweren Ausschreitungen mit mehreren Hundert Toten. Diese Art von aggressivem Proselytismus erschwert die Bemühungen, die Religionen einander näher zu bringen.

Das trifft auch zu auf die verschiedenen fundamentalistischen, salafistischen Erneuerungsbewegungen des Islam, wie die strikten Lehren der politischen Ideologie des Wahhabismus in Saudi-Arabien, die Bewegung der Muslim-Brüder in Ägypten oder die terroristischen Al-Kaida nahe stehenden Gruppen, die in Afrika immer mehr Einfluss gewinnen. Ihnen ist die synkretistische Ausprägung des afrikanischen Islam ein Dorn im Auge. Sie versuchen mit allen Mitteln, afrikanische Muslime zu treuen Anhängern des „wahren“ Islam zu bekehren. Petrodollars helfen beim Bau zahlloser Moscheen, Koranschulen und islamischer Universitäten, finanzieren moderne Medienangebote und zahlen für die Ausbildung Zehntausender Imame und Wanderprediger, um ihre neuen Ideen populär zu machen.

Die Strategien salafistischer Gruppen sind je nach Situation verschieden. Zunächst geht es um eine religiöse Erneuerung und die strikte Observanz des Koran und der Sharia gemäß ihrer saudischen Interpretation, die sich in der entsprechenden Kleidung, dem Besuch des Freitagsgebets und der Einhaltung des Ramadan zeigt. Wo Moscheegemeinden wachsen und selbstbewusster werden, folgen Forderungen nach öffentlicher Anerkennung muslimischer Institutionen, wie Qadi oder Shariagerichte.

In mehrheitlich muslimischen Ländern streben Fundamentalisten über kurz oder lang die Anerkennung des Islam als Staatsreligion und die Einführung der Sharia an. Das ist Teil der inneren Logik einer Religion, die sich nicht nur als von Gott offenbarte Glaubenswahrheit, sondern auch als von Gott verordnete Gesellschaftsordnung versteht. Wo demokratische Verfassungen eine politische Durchsetzung dieser Ansprüche ermöglichen, wird dieser Weg gewählt. Wo er versperrt ist, tendieren radikal-salafistische Gruppen zur Anwendung von Gewalt. Die nigerianische „Boko Haram“ ist eines von vielen Beispielen, wie religiöser Fanatismus im Terrorismus enden kann.

Bei den religiösen Konflikten in Afrika geht es also in erster Linie nicht um einen Kampf gegen andere Religionen, sondern um die Interpretationshoheit innerhalb des Islam. Je mehr die Fundamentalisten an Gewicht gewinnen, desto schwieriger werden sowohl der „Dialog des Lebens“ wie auch eine interreligiöse Kooperation für Entwicklung und Gerechtigkeit.

Was interreligiöse Konflikte verschärft

Wenn man nach den Ursachen der Radikalisierung von Religion fragt, fallen folgende Faktoren ins Auge: Da ist zunächst die maßlose *Enttäuschung der Erwartung*, vor allem der jüngeren Generation, dass die Unabhängigkeit einen Entwicklungsschub auslösen und die Armut überwinden würde. In den achtziger Jahren wurde offensichtlich, dass eine korrupte und inkompetente Elite es sich in den Sesseln der Kolonialherren bequem gemacht und ihre Verantwortung für ihre Völker vergessen hatte.

Externe Faktoren wie die Schuldenkrise, die rigorosen Strukturanpassungsprogramme und die Austragung von Ost-West-Stellvertreterkriegen auf afrikanischem Boden verschlimmerten die Situation. In dem Maße, wie der Staat in seiner Aufgabe versagte, die Bürger zu schützen und soziale Grundbedürfnisse zu erfüllen, gewannen die Religionsgemeinschaften an Bedeutung. Die islamische Gesellschaftsordnung konnte sich als Alternative für eine gerechtere Welt erfolgreich anbieten.

Die vom Westen *aufgezwungene Demokratisierung* und damit einhergehende Meinungsfreiheit in den neunziger Jahren gab radikalen Gruppen die Möglichkeit, ihre Ideen offen zu propagieren und sich politisch zu organisieren.

Das wirtschaftliche Versagen afrikanischer Versuche eines eigenen afrikanischen Sozialismus, wie die „ujamaa“-Ideologie von Julius Nyerere in Tansania, ließ den Neo-Liberalismus zur neuen, von Weltbank und Internationalem Währungsfonds forcierten Leitideologie werden. Sie löste einen Wirtschaftsboom aus, von dem aber nur eine relativ kleine Oberschicht profitiert.

Außerdem hat in weiten Teilen Afrikas das westliche Erziehungsmodell versagt. Die Gründe dafür sind vielschichtig. Aber Tatsache ist, dass die afrikanischen Städte voll von diplo-

mierten, aber arbeitslosen Halbintellektuellen sind, ohne jede Lebenserfahrung und ohne jede Aussicht, einmal eine finanzielle Lebensbasis zu finden.

All dies ist der Nährboden der radikalen Islambewegungen. Diese junge Generation von Globalisierungsverlierern lässt sich leicht politisch, ethnisch oder religiös instrumentalisieren und radikalisieren. Sie sind zu oft von ihren Politikern und auch von Kirchenführern enttäuscht worden, um ihnen zu glauben, wenn sie von Toleranz und Dialog reden. Sie folgen jedem, der ihnen ein paar Hundert Dollar verspricht.

Vielfältige Dialogstrukturen

Da, wo fundamentalistische Religion ihre Ziele zunächst demokratisch und schließlich terroristisch durchsetzen will, gibt es zwei mögliche Reaktionen. Politisch instrumentalisierter Gewalt gelingt es leicht, Anhänger verschiedener Religionen gegen einander aufzubringen. Die Verbrechen einer oft winzigen Minderheit werden der ganzen religiösen Gemeinschaft zugeschrieben, und blinde Racheakte führen zu einer sinnlosen Gewaltspirale.

Es gibt aber auch die gegenteilige Reaktion: Wo moderate und intelligente Religionsführer das perverse Spiel durchschauen, kann es zu einem öffentlichen Schulterchluss zwischen den Religionen kommen, um den Gewaltanstiftern, die ja alle moderaten Bürger, Muslime genauso wie Christen, bedrohen, gemeinsam zu begegnen.

Ein beeindruckendes Beispiel war jüngst eine Delegation aus der Zentralafrikanischen Republik, der der katholische Erzbischof von Bangui, *Dieudonné Nzapalainga*, *Oumar Kobine Layama*, Imam der islamischen Gemeinschaft, und Pastor *Nicolas Guerekoyame-Gbangou*, Präsident der Allianz der Evangelikalen Kirchen, angehörten. Sie erklärten Politikern, Journalisten und Kirchenvertretern in Europa und den USA, dass im Gegensatz zur westlichen Mediendarstellung der Konflikt nicht religiös motiviert ist, sondern es sich um einen Ressourcenkonflikt, um die Kontrolle der Erdölvorkommen im Nordwesten des Landes handelt, an denen nicht nur das Nachbarland Tschad, sondern auch amerikanische, französische und chinesische Wirtschaftsinteressen beteiligt sind. Religiöse Identitäten würden dabei von machtpolitischen Interessen instrumentalisiert.

Was dieses Zeugnis glaubwürdig macht, ist, dass die drei Religionsführer auch im Lande selbst gemeinsam auftreten, wo immer Gewalt ausbricht, und versuchen, ihre religiösen Gemeinschaften zu beschwichtigen und zu versöhnen.

Beispiele gibt es auch aus Nord-Nigeria. Bekannt wurde durch den Dokumentarfilm „Der Imam und der Pastor“, eine Geschichte, in der ehemalige Feinde zu Freunden wurden, und durch ein „Christian-Muslim Interfaith Mediation Center“ in Kaduna versuchen, Hass und Misstrauen zu überwinden.

Es gibt viele lokale Initiativen von Jugendgruppen und Frauenverbänden, die über alle Religionsgrenzen hinaus, gemeinsam gegen eine religiöse Polarisierung in Nigeria kämpfen, wie Kardinal *John Onaiyekan*, Erzbischof der Hauptstadt Abuja, der Deutschen Bischofskonferenz anlässlich der Frühjahrsvollversammlung in Münster im März berichtete. Auf nationaler Ebene hat sich jedoch der „Interreligiöse Rat in Nigeria“ noch nicht dazu durchgerungen, eine gemeinsame Verlautbarung oder eine Aktion für den Frieden zu starten.

Gremien der Vertreter der Religionsgemeinschaften gibt es auch in anderen Ländern, wie das „Religious Leaders Forum“ in Südafrika. In Tansania hatten schon 1995 der Nationalrat der Muslime, der Christenrat von Tansania und die tansanische Bischofskonferenz gemeinsame Friedenskomitees geschaffen, die vor allem vor und nach Wahlen auf Konflikte reagieren können.

„Nostra aetate“ als theologische Grundlage

Solche Kooperationen wären nicht möglich ohne die jahrzehntelangen Bemühungen, ein Gespräch unter den Religionen auf allen Ebenen anzuregen. Für die katholische Kirche lieferte hierfür das Konzilsdokument „Nostra aetate“ die entscheidende theologische Grundlage. Auch Papst *Johannes Paul II.* förderte den interreligiösen Dialog nicht nur durch das historische Treffen der Religionen in Assisi, sondern auch auf seinen zahlreichen Reisen in fast alle afrikanische Länder, bei denen Treffen mit Vertretern der anderen Religionen ein fester Bestandteil des Programmes waren. In seinem Pontifikat begannen 1998 Gespräche mit der Al-Azhar Universität in Kairo, der höchsten Autorität in der islamischen Welt, die allerdings 2011 wegen der Forderung von Papst *Benedikt XVI.* nach besserem Schutz der koptischen Minderheit ausgesetzt wurden: Jetzt sollen sie wieder aufgenommen werden.

Initiativen zur Förderung des christlich-islamischen Dialogs in Afrika sind so zahlreich wie vielfältig und lassen sich nur anhand einiger Beispiele illustrieren.

Die älteste noch vorkonziliare Initiative für einen strukturierten interreligiösen Dialog in Afrika ist PROCMURA, „Programmes for Christian-Muslim Dialog in Africa“, das 1959 mit Unterstützung aus Europa und Amerika als ökumenisches Projekt gegründet wurde. Die Leitprinzipien von PROCMURA sind eine „gläubwürdige Bezeugung des Evangeliums in einem interreligiösen Umfeld von Christen und Muslimen“ und die „konstruktive Zusammenarbeit mit Muslimen für Frieden und eine friedliche Koexistenz“. In Nordafrika und Frankreich war die 1977 von Akademikern ins Leben gerufene „Groupe de Recherches Islamo-Chrétien (GRIC)“ sehr einflussreich.

Akademische Qualifizierung für einen theologischen und pastoralen Dialog mit dem Islam bot das von den Weißen Vätern schon 1926 in Nord-Afrika gegründete und 1964 nach Rom umgezogene „Päpstliche Institut für Arabische und Islamische Studien (PISAI)“, das mit dem „Dar Comboni Institut“ der

Comboni Missionare in Kairo eng zusammenarbeitet. Dort pflegen auch die Dominikaner eine lange Tradition des Dialogs mit dem Islam durch das 1953 gegründete „Institute of Oriental Studies (IDEO)“.

Nicht nur die Orden, auch viele Bischofskonferenzen haben, angeregt vom Konzil und von der Ersten Afrikanischen Synode von 1994, Abteilungen für Ökumene und Interreligiösen Dialog in ihren Sekretariaten eingerichtet, deren Effektivität sehr unterschiedlich ist. Dabei werden zwei Ziele verfolgt: regelmäßige Kontakte mit den Religionsgemeinschaften und Programme zur Befähigung des kirchlichen Personals und der Gemeinden für einen Dialog.

Die verschiedenen Facetten des Dialogs lassen sich gut am Beispiel Malis zeigen, wo eine zahlenmäßig kleine Kirche durch ein intensives Bemühen um Dialog mit der muslimischen Gesellschaft hohen Respekt genießt. Das 1964 von Missionaren gegründete „Centre Djoliba“ in Bamako, ausgestattet mit der größten Bibliothek der Hauptstadt und einer exzellenten Dokumentation, war lange Zeit ein privilegierter Ort der gemeinsamen Reflexion über die sozialen und kulturellen Entwicklungen des Landes und trug viel zum Prozess der Demokratisierung bei.

Seit 2000 gibt es das „Centre Foi et Rencontre“, eine Begegnungsstätte der Religionen und seit 2006 das „Institut de Formation Islamo-Chrétienne (I.F.I.C.)“, das kirchliche Akteure für eine Pastoral des interreligiösen Dialogs ausbildet.

Ähnliche Institutionen gibt es in vielen Ländern auf nationaler oder Diözesanebene. Das „Interreligious Dialogue Committee“ der Erzdiözese Tamale im Norden Ghanas, das bei ethnischen Konflikten einen wichtigen Beitrag zur Versöhnung leistete, organisiert zu Weihnachten und am „Id-il-Fitr“ – Fest am Ende des Ramadan gemeinsame Feiern für Christen und Muslime. Auch auf akademischer Ebene gibt es einen regen Austausch, wie zum Beispiel in den Veröffentlichungen des „Centre d’Etude des Religions Africaines“ an der Universität von Kinshasa.

Einen wichtigen Beitrag zum interreligiösen Verständnis leisten in manchen Ländern auch Zeitschriften, wie das „Together Magazine“ der Organisation „INTERPRO“ in Uganda, das auch von Christen und Muslimen gemeinsam gestaltete Radioprogramme produziert.

Trotz viel guten Willens und mutiger Initiativen macht die wachsende Gewaltbereitschaft radikaler Gruppen einen Dialog der Religionen schwerer. Es ist zu hoffen, dass sich Afrika angesichts der mörderischen Zerstörungswut religiöser Extremisten auf seine traditionellen Werte der Toleranz und gesellschaftlicher Harmonie besinnt. Mit Blick auf sein Heimatland Nigeria, dass augenblicklich von den Terrorakten der „Boko Haram“-Bewegung heimgesucht wird, sagte Kardinal Onaiyekan den deutschen Bischöfen: „Ich sehe in unserer Situation keine lebensfähige Alternative als das Bemühen, einander näher kommen durch Dialog und Zusammenarbeit für das Gemeinwohl aller.“

Wolfgang Schonecke